



Ein sogenannter Gottesdienst, dem nur die Frage bleibt

Gesellschaft für eine Glaubensreform – Hofgeismar 23. Oktober 2016

Sprecher 1:

Über die Qualen der religiösen Rede, dazu möchte er etwas sagen, aber es gelingt ihm nicht: Ihm ist, als sei seine Zunge gelähmt; das rechte Wort stellt sich nicht ein; nichts kommt ihm über die Lippen; er bringt es nicht fertig mitzuteilen, was ihm so lange schon derart am Herzen liegt; gegenüber seinen Eltern, seinen Angehörigen muss er es verheimlichen; er kann nur stammeln; wie soll er es seinen Freunden, seinen Kollegen, seinen Neffen, seinen Schülern eingestehen?

Sprecher 2:

Er schämt sich, dass er nicht zu reden wagt, und schämt sich, dass er trotzdem reden will. Schämt sich auch für die, die ihm die Sache nicht gerade erleichtern, die ihm den Kopf unter Wasser drücken und behaupten, ihm zu helfen, die ihm statt eines Rettungsringes Worte zuwerfen, schwer wie Ankerbojen. Bleigewichte, ja, Bleigewichte haften an ihm.

Sprecher 1:

Doch, er geht zur Kirche, oft, sonntags, aber das will nichts heißen. Es gibt keine Sprache mehr für diese Dinge, keinen Tonfall, keine Tonart, kein Register für das Sprechen, das Aussprechen. Alles ist vertrackt: Er schämt sich dessen, was sonntags, wenn er zur Kirche geht, von der Höhe der Kanzeln herab ertönt; aber er schämt sich auch des ungläubigen Hasses oder der belustigten Gleichgültigkeit derer, die über die Kirchgänger spotten. Schämt sich, wenn er hinget, schämt sich, wenn er nicht zu sagen wagt, dass er hinget. Hört er, was drinnen gesprochen wird, knirscht er mit den Zähnen; hört er aber, was draußen gesprochen wird, schäumt er vor Wut. Ihm bleibt nur, sich zu ducken, verdrossen, schafsmäßig ergeben angesichts der Zerrbilder und Missdeutungen drinnen, wie der Zerrbilder und Missdeutungen draußen; doppelte Feigheit, doppelte Scham, und immer noch nicht die Worte, mit denen es zu sagen wäre, als hätten ihn zwei gegenläufige Strömungen gepackt und wirbelten ihn um die eigene Achse. [...]

Sprecher 2:

Was diejenigen, die von Religion sprechen, von denjenigen trennt, die nicht von ihr sprechen, sind nicht Glaube und Unglaube. Deshalb möchte er weder denen ein Ärgernis geben, die den Glauben an den Glauben an „Gott“ für ihr wertvollstes Gut halten, noch denen, die den Glauben an den Unglauben an „Gott“ als ihr heiligstes Recht erachten. Natürlich eine unlösbare Aufgabe, da sie einander bekämpfen: Was dem einen Lager recht ist, bringt zwangsläufig das andere auf.



Sprecher 1:

Wie soll er unter solchen Bedingungen schlicht und geradeheraus sprechen? Er will wieder von Religion sprechen, nicht an den Glauben glauben, auch nicht Ärger erregen. Ein solches Joch lastet auf seinen Schultern, dass er den Boden unter den Füßen verliert. Immer wenn er zu sprechen anfängt, schluckt er Wasser ... Dennoch ist er schließlich ins kalte Wasser gesprungen; zum Zurückweichen ist es zu spät; er muss nun schwimmen oder untergehen. [...]

Sprecher 2:

Einen „Gottesdienst“ hat er zu gestalten übernommen. „Gottesdienst“? „Gestalten“? Da widerlegt ihn bereits die Sprache. Er steht knapp vor dem Verderben, und doch muss er diesen gefährlichen Pfad beschreiten, muss die schmale Pforte hinter sich bringen: Man kann sich nicht mehr in Form des *Vokativs* an jemanden wenden, der uns verstehen, uns anhören und trösten würde. Wir gehören nicht mehr zu jenen Kindern, die im Dunkeln die Stimme heben, um keine Angst zu bekommen. Der „Gott“, den man anrief, hat keine Hände, keine Augen, keine Ohren mehr, und sein Mund ist auf immer verschlossen.

Ich:

Meine eigene Stimme höre ich, und nur sie, wenn ich sie einsam in der kleinen, vor tausend Jahren erbauten Kirche vernehmen lasse, und leider fehlen mir die Worte, denn keines der Gebete, die dem Besucher auf Pappkärtchen empfohlen werden, entspricht mehr dem Sprachspiel, auf das ich mich einlassen möchte. Gewiss, es wäre so leicht, vor irgendeiner Säule in Tränen auszubrechen, sich gehen zu lassen und ihn anzurufen: „Du, oh ‚mein Gott‘, höre mein Gebet – aber was für eine Lüge, was für ein Betrug: verlöre ich doch die, die mir nicht ins Kirchenschiff gefolgt sind, die mich auslachen und glauben würden, dass ich glaube, dass ich ihn anrufe und bete. Und auch an sie muss ich mich weiterhin wenden. Ich muss der Versuchung widerstehen. Ich habe weit besseres zu tun als in den Schoß der Gemeinde zurückzukehren, denn nicht mehr *ein* Schaf hat sich verirrt, die ganze Herde samt Weide, Tal, Gebirge, samt dem ganzen Erdteil ist unterwegs verloren gegangen; ja, es ist am Hirten, zur Herde zurückzufinden, es ist am Schoß, an der Schäferei, am Bauernhof, am Dorf, sich wieder auf den Weg zu machen, um die verlorene Zeit einzuholen, das verheißene Land wiederzugewinnen, das sie brach hinter sich ließen.

Ist es etwa meine Schuld, wenn ich gezwungen bin, mich im Gebet an „Nicht-Gott“ zu wenden wie seinerzeit, als die tröstende Anwesenheit eines „Gottes“ als gewiss galt? Wenn man von mir verlangt, in der Stille einer ländlichen Kirche dieselben Worte hervorzubringen wie vor tausend Jahren die Bauern des Sauerlandes, wenn sie in der Bittwoche kamen, um ihre Ernte schützen zu lassen. Die Welt hat „den Glauben verloren“, heißt es? Nein, der „Glaube“ hat die Welt verloren.



Die zweite Person Singular hatte eine Überzeugungskraft, die sie nicht mehr hat. Die Anrufung zerfällt mir auf der Zunge. Es geht nicht. Es bleibt mir in der Kehle stecken. Was also tun? Weggehen? Das romanische Gewölbe bewundern? Die Restaurierungen beklagen? Ästhetisieren? Historisieren? Den Touristen spielen? Mythologisieren? Entmythologisieren? Nein, nehmen wir uns Zeit, versuchen wir es noch einmal, setz dich wieder hin.

Zitternd vor Angst und Lächerlichkeit schaffe ich es zu murmeln: „Ich wende mich an dich, der du nicht bist. Ich wende mich an mich allein, der ich auch nicht ganz und gar bin, und ich weiß wohl, dass ich auch nicht Herr und Eigentümer meines Wortes bin, dass du außer in meiner geborstenen, unter dem Gewölbe stammenden Stimme nicht anwesend bist.“

Könnte man sich um diesen Preis verständigen? Sich sprechen hören? Wobei ich zweierlei aufgeben muss: den Vokativ – unmöglich geworden, seit „Nicht-Gott“ auf Erden wohnt; und die Sprachbeherrschung – sie setzte ein freies, sich völlig kontrollierendes Subjekt voraus. Selbstverständlich bin ich es, der redet, und ich allein: Halten Sie mich für einen Narren, der glaubt, sich an einen Abwesenden zu wenden, der ihm mittels stummer Steine antwortet? Selbstverständlich bin nicht ich es, der spricht, wenn ich spreche: Halten Sie mich für einen Narren, der in der Illusion lebt, sich selbst durchschauen zu können, und der im Vorhinein weiß, was seinem Mund entfahren wird? Nein, nicht vor, nicht über, nicht in mir, sondern neben mir, seitwärts, an mein zauderndes Sprechen geschmiegt, stammelt ein anderes Zaudern mit ... Niemand außer mir redet, aber das ist es gerade: das Ich windet sich, gleicht sich selbst nicht, ist überrascht, leicht verwirrt, oder sagen wir eher *entstellt*. Was ist geschehen? Es redet so komisch darin. Wie soll ich meine Überraschung gegenüber diesen Worten ausdrücken, die ich ausspreche, ohne zu wissen, dass ich sie sagen werde?

Nehmt Anteil an meinem Elend:

Um das erste Sprachspiel zu artikulieren, das des tröstenden „Gottes“, können die Gläubigen auf sechs Jahrtausende inspirierter Dichter, Prediger, Psalmisten zurückgreifen.

Um das zweite Sprachspiel zu artikulieren, das der Nichtbeherrschung des Wortes, habe ich nichts, kein Brevier, keinen Psalter, kein Gesangbuch, nicht das kleinste Bild, nichts als mich, der ich nichts bin – nicht einmal gläubig.

Und doch, der alte Vokativ ist wirklich unaussprechbar, unsituierbar, unentschuldigbar geworden – außer im kleinen Schoß der Gemeinde, unter denen, die gewohnheitsmäßig miteinander beten. Aber ich brauche dieses Neue, diesen Psalter, den keiner in Verse gebracht, diese Liedersammlung, die keiner zusammengestellt hat. Kein Wunder, dass ich verdurste, dass meine staubverklebte Zunge unter meinem Gaumen vertrocknet. Alle Worte, die man mir anbietet, um mich beten zu lehren, setzen meine Zustimmung zu einer fremd gewordenen Sprache voraus. Nicht der Gegenstand des Gebets ist passé, die Gebetsform selbst ist hinfällig geworden. Und wenn ich mich endlich entschließen würde, die naiven Texte unter den grässlichen Gipsstatuen laut zu lesen, würde ich doppelt zum Betrüger: wenn ich sie ausspräche, wo sie doch keinen Sinn mehr haben; wenn ich sie



nicht aussprache, wo ich doch allein sommers in einer Kirche vor diesen Bildnissen bete, ohne zu beten. Ob ich rede oder schweige, ich bin zur Blasphemie gezwungen: vergebens spreche ich den Namen Gott aus. [...]

Als man aufhörte zu übersetzen, hörte man auf zu bewahren, das hat die Wortmühle, die Gebetsmühle zerstört. Diese Fehlentwicklung müssen wir rückgängig machen, um zu sehen, ob die Maschine, die Religionsmühle, nicht doch zu reparieren ist. Das ist der einzige Weg, meine Schulden zu bezahlen und mit der Aufholung des riesigen Defizits zu beginnen, das ich mir aufgeladen habe. Es ist nicht meines? Ich bin nicht dafür verantwortlich? Doch! – da ich nach langem Zögern erneut versuche, Sätze in meinem Mund zu bewegen, meine gelähmte Zunge wieder in Gang zu bringen. Im übrigen ist es mein Erbe, ich fordere es ein, sei es auch mit Hypotheken überlastet. Sind die Schulden erst bereinigt, wird der Schatz, der mir hinterlassen wurde, sie hundertfach entgelten, da bin ich mir sicher.

Sprecher 1:

Wir müssen heute die Möglichkeit eines Bruches ins Auge fassen „zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen dem Menschen und seiner Sprache, zwischen den Worten und dem Sinn, den sie enthalten.

Aber, werden Sie sagen, was bleibt uns dann noch? Die Hoffnung trotz allem und uns zum Trotz? Vielleicht die Verzweiflung? Oder der Glaube?

„Es bleibt uns nur die Frage“ – sagt Elie Wiesel.

Sprecher 2:

Die Konsequenz aus Elie Wiesels Fazit „Es bleibt uns nur die Frage“ ermöglicht Haltungen wie die Empörung, den Protest, das Murren, die Revolte, die Verweigerung des Einverständnisses, aber auch die Hinnahme unserer Begrenztheit. Sie reduziert alles Reden von Gott auf ein Verlangen nach Klarheit, auch wenn sie nicht zu erreichen ist.

Philosophisch ist diese Position vertretbar, aber theologisch?

Sprecher 1:

Versuchen wir es einmal konjunktivisch. Wäre diese Position des aufbegehrenden, antinihilistischen Insistierens theologisch vertretbar oder gar, wofür ja einiges spricht, unvermeidbar, so müsste sich daraus ergeben, dass das gesamte traditionelle Sprechen, insofern es nicht abschaffbar ist, anders gehört, verstanden, gedeutet wird, nämlich als ein Sprechen, das nur noch als historisch überkommene Redeform hinzunehmen ist, als eine Form, hinter der sich nichts anderes verbirgt als eben jenes antinihilistische Insistieren, das man vielleicht doch als eine chiffrierte Form von Hoffnung, genauer: von negativer Hoffnung bezeichnen kann, deren Inhaltlichkeit uns nicht bekannt ist.



Sprecher 2:

Dies wäre in der Tat negativste Theologie, vor der wir wahrscheinlich zurückschrecken, weil sie innerkirchlich gesehen einfach keine Chance hat, akzeptiert zu werden.

Ich:

Dieses existentielle und sprachliche Dilemma möchte ich an einem kleinen Gedicht von Ernst Simon verdeutlichen. Er schrieb diese Verse, von denen ich nicht weiß, wann sie entstanden sind. 1973 finden sie sich in einem Brief an Heinz Robert Schlette, mit dem der jüdische Philosoph und Pädagoge Ernst Simon auf Schlettes Buch „Skeptische Religionsphilosophie“ reagierte ... In diesem Brief hat Simon dem Gedicht die Überschrift „Vielleicht“ gegeben. Es geht also nicht um poetische Ästhetik, sondern um den Inhalt dieser nahezu paradox wirkenden Verse:

Ich habe Gottes Stimme nie gehört;
Vielleicht ist sie's, die aus dem Schlaf mich stört.
Wach ich, verstummt sie. Kaum ein Echo bleibt.
Dem zieh ich nach, wohin's mich immer treibt.

Ernst Simon spricht von dem Echo einer seinen Schlaf störenden Stimme. Diesem sich im Wachen sogleich entziehenden Echo – „Kaum ein Echo bleibt“ – zieht er nach, wohin es ihn auch treibt ...

Um der Wahrhaftigkeit des auch *innerhalb der Theologie* erforderlichen Denkens willen wird man die Notwendigkeit solcher Verneinung akzeptieren müssen. Mit dieser äußersten *theologia negativa* wird indes eine Dimension erreicht, die in Anbetracht der christlich-kirchlichen Praxis keine Chance hat, „vermittelt“ zu werden. Da sie aber dennoch notwendig ist, führt sie einerseits in die Mystik, in der solche Einöden des Nicht-Wissens nicht selten sind und auch eine Tradition des positiven Sich-darauf-Einlassens haben, und andererseits zu der Konsequenz, dass der analoge und symbolische Charakter jeder theologischen Gottesrede in verschärfter Weise zur Geltung gebracht werden muss. Eine solche Zuspitzung hätte enorme Folgen, deren äußerste darin zu sehen wäre, dass alle Theologie nur noch als eine poetische Metaphorik für eine antinihilistische Hoffnung zu verstehen wäre.

Ich habe Gottes Stimme nie gehört;
Vielleicht ist sie's, die aus dem Schlaf mich stört.
Wach ich, verstummt sie. Kaum ein Echo bleibt.
Dem zieh ich nach, wohin's mich immer treibt.

Die voranstehenden Texte stammen von Bruno Latour und Heinz Robert Schlette. Sie wurden für die Lesung leicht adaptiert und auf drei Sprecher verteilt. Die Originalvorlage findet sich in: Hubertus Halbfas, Das Menschenhaus. Gedächtnis der Zeiten. Patmos Verlag 2016, Seiten 38-42; 43 f.